

E.III.70' EVANGELISCHE KIRCHE VON WESTFALEN**Hauptvorlage (Auszug)
von 1999**

Der Tradition der westfälischen Kirche entsprechend sollte durch die Hauptvorlage die Diskussion an der Basis der Kirche angestoßen werden. Sie diente damit zugleich der Vorbereitung der Landessynode 1999. Bis August 1999 waren die Presbyterien und Kreissynoden, Ämter und Werke um Rückäußerungen gebeten. Die Hauptvorlage geht in folgenden Schritten vor: Zunächst erfolgt eine Bestandsaufnahme, danach geschieht eine theologische Vergewisserung und schließlich werden Konsequenzen für das Selbstverständnis der Kirche, für die Praxis der Gemeinde, für die theologische Ausbildung und den kirchlichen Unterricht aufgezeigt. Die Hauptvorlage enthielt über den hier dokumentierten Teil hinaus u.a. noch umfangreiches Material zur Geschichte der Juden in Westfalen, zum jüdischen Gottesdienst, zur Kirchenmusik und für die Gemeindegarbeit.

BESTANDSAUFNAHME**Begründung der Hauptvorlage**

Manche Mitglieder unserer Kirche haben schon länger darauf gewartet, viele andere werden sie eher mit Verwunderung aufnehmen: eine Hauptvorlage zum Thema „Christen und Juden“!?

1984 hat sich die westfälische Landessynode zum ersten Mal mit diesem Thema beschäftigt. Dadurch ist auch in der Evangelischen Kirche von Westfalen ein Prozeß in Gang gekommen, der dann zu der Einsicht geführt hat: In unseren Gemeinden und Einrichtungen sollte es zu einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Verhältnis des Christentums zum Judentum kommen – und das vor allem aus zwei Gründen.

Erstens: Als nach dem Zweiten Weltkrieg das ganze Ausmaß dessen bekannt wurde, was während des „Dritten Reichs“ an deutschen und ausländischen Juden geschehen war, stellte sich nach sprachlosem Entsetzen eine Frage unausweichlich: Wie konnte es dazu kommen?

Ein zunächst zögerliches, dann beharrliches Nachgehen dieser Frage machte zunehmend bewußt, daß es in weiten Teilen evangelischer Theologie und Frömmigkeit eine durchgehend negative Einstellung gegenüber dem Judentum gegeben hatte und immer noch gab. Und auch das wurde deutlich: Diese negative Grundeinstellung hat erheblich mit dazu beigetragen, daß viele, allzu viele Christen angesichts der Greuel der NS-Zeit geschwiegen haben: Galten doch die Juden als Christusmörder und Teufelskinder, die letztlich auch nichts anderes verdient hatten, als was ihnen da geschah: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“ (Mt 27,25).

Die Belege für solch eine jüdenfeindliche Tradition sind erdrückend. Sie finden sich in Ansätzen bereits im Neuen Testament selbst und ziehen sich dann wie

ein roter Faden durch unsere gesamte Kirchengeschichte. Kirchenväter und Reformatoren, Päpste und Hofprediger vergangener Epochen spielen dabei ebenso eine unrühmliche Rolle wie Bischöfe und namhafte Theologen unseres Jahrhunderts. Was zum Beispiel Martin Luther 1543 über die Juden geschrieben hat, liest sich heute wie eine unverhüllte Anstiftung zur „Reichskristallnacht“ am 9. November 1938 (...)

Es ist also überfällig, die so lange bestehende und so andauernd wirkende Tradition der Judenfeindschaft gründlich zu hinterfragen. Die Leitfrage dazu liegt auf der Hand: Wo und warum wächst und gedeiht die christliche Judenfeindschaft? Lassen ihre Wurzeln sich ausgraben und entsorgen, oder liegen sie so tief, daß wir gar nicht an sie herankommen und es „nur“ unsere Aufgabe sein kann, die ständig nachwachsenden Triebe immer wieder zurückzuschneiden?

Und weitere damit zusammenhängende Fragen: Warum ist die andere Tradition der Geschwisterlichkeit mit den Juden – sie hat es ja auch gegeben! – so wenig zum Zuge gekommen? Und woran mag es liegen, daß wir Christinnen und Christen uns insgesamt so schwer damit tun, unserem Verhältnis zum Judentum eine unvoreingenommene Aufmerksamkeit zu widmen?

Zweitens: Über die nötige Auseinandersetzung mit unserer Kirchengeschichte hinaus sollte die Beschäftigung mit dem Judentum zu den ureigensten Angelegenheiten des Christentums gehören. Auch diese Einsicht ist in den letzten Jahrzehnten wieder gewachsen, auf Kirchentagen und Synoden, bei den Veranstaltungen zur „Woche der Brüderlichkeit“ und ähnlichen Gelegenheiten. Denn das Judentum ist nicht eine uns fremde Religion. Jesus von Nazareth war Jude. Die ersten Frauen und Männer, die ihren Glauben an den von Gott auferweckten Jesus Christus bekannten, waren Jüdinnen und Juden, deren Heilige Schrift das von uns so genannte Alte Testament war.

Enger kann eine Beziehung zwischen zwei Glaubensgemeinschaften kaum sein. Juden und Christen glauben an denselben Gott. Sie haben gemeinsame Schriften. Sie teilen die eine Hoffnung auf das Kommen Seines Reiches. Das hebt den Unterschied zwischen ihnen nicht auf: Christen glauben Jesus Christus als den von Gott gesandten Messias und Erlöser der Welt. Juden teilen diesen Glauben nicht. Aber könnte es nicht sein, daß die Entdeckung von Gemeinsamkeiten zwischen Christen und Juden dann auch den einen großen Unterschied in einem anderen Licht erscheinen läßt als bisher?

Festzuhalten bleibt: Das Christentum ist aus dem Judentum hervorgegangen. Wenn wir uns als Christinnen und Christen mit dem Judentum beschäftigen, geht es im Grunde um uns selbst, unser Herkommen, unser Selbstverständnis als Kirche. Bei dieser Beschäftigung können wir nur gewinnen. Wir gewinnen dadurch, daß wir in unserer eigenen Kirche die Traditionen wieder wahrnehmen, die uns einen offenen Zugang zum Judentum lehren. Wir gewinnen dadurch, daß wir auf jüdische Schriftauslegung zu hören lernen und so Texte der Bibel neu zu uns sprechen lassen. Und wir gewinnen dadurch, daß wir uns als Kirche insgesamt in ein positives Verhältnis zum Judentum setzen, zur Ehre Gottes:

„Lobt Gott, den Herrn,
ihr Heiden all,
lobt Gott von Herzensgrunde,

preist ihn,
 ihr Völker allzumal,
 dankt ihm zu aller Stunde,
 daß er euch auch erwählet hat
 und mitgeteilet seine Gnad
 in Christus, seinem Sohne.“
 (EG 293,1)
 (...)

THEOLOGISCHE VERGEWISSERUNG

Die theologische Vergewisserung besteht aus zwei Teilen, die je für sich einen Zusammenhang bilden. Der erste ist stärker von der Perspektive der Auslegung des christlichen Glaubensbekenntnisses geleitet, der zweite stärker von der Perspektive der Auslegung biblischer Texte. Dies zeigt, daß unterschiedliche Zugangsweisen zu sachlicher Nähe kommen können. Wer in einzelnen Punkten andere Akzente gesetzt sieht oder gar Spannungen entdeckt, ist eingeladen, sich nicht hinter dem einen oder anderen Argument zu verschanzen, sondern sich in einen Prozeß des Nachdenkens und Lernens hineinziehen zu lassen.

Erster Teil: Kirche Jesu Christi im Angesicht Israels – Theologische Einsichten

Verbunden

Der Wurzelgrund

Christlicher Glaube wurzelt in der Glaubensgeschichte Israels: Die Erfahrungen mit dem Gott des christlichen Glaubens beginnen nicht mit Jesus von Nazareth, sie beginnen mit den Anfängen der Geschichte seines Volkes. Die vielfältigen Erzählungen des Alten Testaments über diese Anfänge konzentrieren sich in zwei Berufungsgeschichten, derjenigen des Abraham (1Mose 12,1–3) und derjenigen des Mose (2Mose 3). Abraham wird aus dem Land seiner Vorfahren nach Kanaan gerufen, um zum Vater vieler Völker zu werden, vor allem wird er aber durch seinen Sohn Isaak und seinen Enkel Jakob zum Stammvater Israels. Gott schließt mit ihm einen unverbrüchlichen Bund (1Mose 15; 17), beginnt mit ihm einen Weg, der sich als Segen für alle nichtisraelitischen Menschen erweisen soll: „Ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein. Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen; und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden“ (1Mose 12,2f.).

Mose wird berufen, um das in ägyptischer Knechtschaft versklavte Volk zu befreien und in das verheißene Land zu führen. Auf dem Weg durch die Wüste, am Berg Sinai, bezeugt sich Gott als Gott des aus allen Völkern erwählten Volkes Israel und offenbart ihm mit der Tora sein Wort und seinen Willen. An der Spitze stehen die Zehn Gebote (2Mose 20,1–17; vgl. 5Mose 5,6–21) – Juden benutzen den biblischen Begriff der „Zehn Worte“ –, es folgt eine Fülle

der Gebote, die auf Gerechtigkeit und Liebe unter den Menschen zielen und auf das Wohnen Gottes inmitten seines Volkes. Das ist die Grundlage des Bundes, den Gott mit Israel schließt (2Mose 24). Vor allem durch den Frevel der Anbetung des Goldenen Kalbes (2Mose 32–34) werden der menschliche Bruch des Bundes und die Güte und Vergebungsbereitschaft Gottes ins Zentrum gerückt, durch die Gottesgeschenke von Sühnopfern (3Mose 4) und den Versöhnungstag (Jom Kippur, 3Mose 16) auch ins Zentrum von Israels Gottesdiensten.

Die Geschichte des von allen anderen Völkern durch den Bund Gottes unterschiedenen Volkes Israel und seine vielfältigen Gotteserfahrungen sind Hauptthema auch der weiteren Teile des Alten Testaments. Der dramatische Prozeß der Ansiedlung im verheißenen Land und der Verlust des Landes im Exil, die Konflikte mit Nachbarvölkern und mit überlegenen Großmächten, die Entstehung eines eigenen Staates und die vielfältigen Probleme von Königtum und herrschaftlicher Macht – all das bringt neue Gotteserfahrungen mit sich. Vor allem aber wird diese Geschichte durch das kritische Wort der Propheten begleitet und gedeutet. Sie weisen bei den Machthabern, Mächtigen und beim ganzen Volk Untreue gegenüber Gott und Schuld auf und bezeugen doch die immer noch größere Treue Gottes gegenüber seinem Volk. Und sie entzünden eine ganz neue Hoffnung auf ein zukünftiges Gotteshandeln, das – als Erneuerung und Vollendung der Schöpfung – Unfrieden und Leid, Ungerechtigkeit und Tod beseitigen wird, also auf einen ganz neuen Weltentag zielt: auf das Reich Gottes, in dessen Licht Israel jetzt schon leben soll und das alle anderen Völker und Menschen zu Israels Gott bringen wird (z.B. Jes 2; Mi 4 u.v.a.).

Der eine Gott

Im Glauben an diesen Gott sind Juden und Christen zutiefst verbunden: Juden und Christen bekennen sich zu dem gleichen Gott. Auch wenn sich Judentum und Christentum auf eine an Schmerz kaum überbietbare Weise getrennt haben und heute die schwere Schuld des geschichtlichen Christentums an den Juden zwischen ihnen steht, gilt: Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und der Vater Jesu Christi ist ein und derselbe Gott. Israel ist die Wurzel der christlichen Kirche (vgl. Röm 11,13ff.), „unser Vater Abraham“ (Röm 4,9) der Vater des Glaubens von Juden und Christen (vgl. Röm 4,9ff.).

Gotteserkenntnis

Verbundenheit in der Erkenntnis Gottes: In seiner ihm eigenen Wirklichkeit bleibt Gott dem Menschen verborgen, aber in seinem Reden und Handeln tritt er aus seiner Verborgenheit hervor. Das wird uns durch die gemeinsame biblische Überlieferung bezeugt. Wir sind darauf angewiesen, daß Gott auf uns zugeht und sich uns erkennbar macht. Wenn Er nicht die Initiative ergreift, würden wir nichts von ihm erfassen und wissen.

In seiner Spitze zielt Gottes Handeln auf das Gelingen des menschlichen Lebens. Er will den Menschen davor bewahren, in Auflehnung und Selbstanmaßung sein Leben zu verfehlen und zu zerstören. Deshalb sind die Grundregeln eines gelingenden menschlichen Lebens in den Geboten festgehalten, die Gott

dem Menschen gegeben hat. Weil Gott unser Leben will, greift er ebenso befreiend und bewahrend wie richtend und verwerfend in die von Menschen gewirkte Unheilsgeschichte ein. Das Urbild dafür stellt die Befreiung aus Ägypten dar. Hier wird das Handeln Gottes als Errettung aus dem Unheil, als Bewahrung in der Not und als Einweisung in die Freiheit erfahren.

Ein zweites Charakteristikum besteht darin, daß Gott ein Du für den Menschen ist. Von Anfang an ist ein dialogisches Verhältnis zwischen dem Gott Israels und den ihn erkennenden Menschen zu beobachten. Auf dem Hintergrund der gemeinsamen biblischen Überlieferung kann Gott nicht im Sinne einer philosophisch konstruierten Weltformel gedacht werden. Vielmehr leuchtet er in der personalen Zuwendung auf, wie sie für die zwischenmenschliche Ich-Du-Beziehung prägend ist. Das manifestiert sich besonders eindrücklich in den Psalmen. Er ist kein unpersönlicher Sachverhalt, sondern ein lebendiges, dem Menschen zugewandtes Gegenüber: „Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?“ (Ps 94,9) In seiner Zuwendung ist und bleibt Gott souverän und unverfügbar – Menschen sollen sich von ihm kein Bildnis machen oder ihn in die Endlichkeit ihrer Definitionen zwingen wollen. Aber gerade in seiner Unverfügbarkeit erweist er sich als höchst konkret und lebensbezogen; Er, der allein angebetet werden will, ist zugleich der, den wir vertrauensvoll um etwas bitten dürfen.

Wirklichkeitsverständnis

Übereinstimmungen im Wirklichkeitsverständnis: Was Schöpfung ist, hat die Christenheit aus der Glaubensgeschichte Israels gelernt. Man kann sagen, daß es zwischen Juden und Christen keine ernst zu nehmende Differenz in der Deutung der Welt gibt, in die wir hineingeboren werden. Hier wie dort wird sie nicht einfach als Produkt materieller und biologischer Prozesse verstanden, sondern als Ausdruck der schöpferischen Liebe Gottes, die alles, was existiert, ins Leben gerufen hat. Die Welt ist Gottes gute Schöpfung, uns Menschen anvertrauter Lebensraum, den wir für uns und unsere Nachkommen zu erhalten und zu bewahren haben. Das schließt die Akzeptanz und Würdigung der naturwissenschaftlichen Weltansicht nicht aus, überschreitet sie jedoch im staunenden Lob des Schöpfers des Himmels und der Erde.

Anthropologie und Ethik

Gemeinsamkeiten in der Deutung des Menschen und der Ethik des Menschlichen: Ähnlich nahe wie die Interpretation der Wirklichkeit als Schöpfung Gottes ist Juden und Christen die Auffassung, daß der Mensch vom Schöpfer dazu bestimmt wurde, als Ebenbild Gottes, als Abbild seiner schöpferischen Liebe zu existieren. Die Auszeichnung des Menschen im Werk der Schöpfung, durch die auch seine Integrität und spezifische Würde begründet wird, besteht darin, daß er das einzige Lebewesen ist, das in eine bewußte Beziehung zu Gott treten darf. Dieser Bestimmung scheint sich allerdings der vorfindliche Mensch andauernd zu verweigern. So teilen Juden und Christen die Auffassung, daß die großen und kleinen Tragödien der Menschheitsgeschichte in ihrem Kern darauf

zurückzuführen sind, daß wir uns anders verhalten, als uns von unserem Schöpfer zugehört wurde. Deshalb ist unser Leben von tiefgreifenden Entfremdungszusammenhängen belastet, wird die Schöpfung entstellt und verwirrt von menschlicher Selbstanmaßung und -behauptung, von Torheit und Trägheit, Gewalt und Unrecht, Blindheit für die Erkenntnis Gottes und der Mitmenschen. Für Jüdinnen und Juden ist es deshalb von ausschlaggebender Bedeutung, die Gebote Gottes zu leben, weil in ihnen die Bestimmung des Menschen zum Glauben und zur Liebe in konkreten, lebensdienlichen Weisungen festgehalten ist. Auch wenn die christliche Ethik sich von der Gebotsauslegung der Tora unterscheidet, haben doch die „Zehn Worte“ als Zehn Gebote im Christentum ein fundamentales Gewicht erlangt. Jesus hat in der Bergpredigt einige dieser Gebote sogar noch verschärft. Seiner Zusammenfassung der Gebote Gottes im Doppelgebot der Liebe zu Gott und zu dem Nächsten (vgl. Mk 12,28–32) – sie besteht aus Zitaten aus der Tora (vgl. 1Mose 6,4,5; 3Mose 19,18) – dürften Juden wohl zustimmen (vgl. Mk 12,32: „Meister, du hast wahrhaftig recht geredet!“).

Getrennt

Christologie

Wer war Jesus von Nazareth? An dieser Frage bricht der Unterschied zwischen Juden und Christen auf. War der Jude Jesus ein prophetisch begabter Mensch, ein Wanderlehrer, der die Menschen mit großem Nachdruck auf den Willen Gottes hingewiesen hat, weil er den Anbruch des Reiches Gottes unmittelbar erwartete? Heutige jüdische Theologen können diese Frage durchaus bejahen und dann sogar von einer gewissen Bedeutung Jesu für das Judentum sprechen. Oder war der Jude Jesus der von Israel erwartete Messias, der Heilsbringer also, mit dessen Kommen Israel und mit ihm die von Gott entfremdete Welt erlöst werden sollen? Jüdische Theologie verneint diese Deutung und macht vor allem geltend, daß die Verwandlung der Welt jetzt erkennbar sein müßte, wenn Jesus wirklich der Messias gewesen sein soll.

Christen sehen gerade im äußerlich eher unscheinbaren Weg Jesu von Nazareth das alles verändernde und erneuernde Handeln Gottes am Werk. Es lag durchaus nahe, Jesu Tod als das Scheitern seiner Sendung zu begreifen. Aber statt dessen erkannten bereits die ersten neutestamentlichen Texte in seinem Sterben die Quelle neuen Lebens. Sie führten ihre Gewißheit auf Begegnungen mit dem auferstandenen Jesus zurück, der sich ihnen in der Seinsweise des vom Tode unantastbaren Lebens Gottes zeigt. Im Horizont des Ostergeschehens erscheint sein Leiden und Sterben als erlösende Selbsthingabe für das Heil der Menschheit. Die Deutung des Kreuzestodes Jesu als stellvertretende Passion artikuliert sich mit Hilfe alttestamentlicher Texte, insbesondere in Anknüpfung an die Passion des leidenden Gottesknechts (Jes 52,13–53,12). Sie verdankt sich bis in Einzelheiten hinein der Juden und Christen gemeinsamen biblischen Überlieferung.

Christologie als Theologie

Christen sehen sich vor Gottes Selbsterschließung in Jesus Christus gestellt: Nach dem neutestamentlichen Zeugnis hat sich im Sterben und Auferstehen Jesu Christi ein epochaler Einschnitt im Verhältnis zwischen dem Gott Israels und den Menschen vollzogen. In Jesus Christus hat der Schöpfer die Entfremdung der Menschen von Gott gerichtet, die Versöhnung zur Basis unseres Lebens gemacht und die Macht des Todes annulliert. Der Apostel Paulus hat diese alles verändernde und erneuernde Wendung vom Unheil zum Heil so auszusprechen versucht: „... Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung ... Denn er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm die Gerechtigkeit würden, die vor Gott gilt“ (2Kor 5,19.21). Die Nähe Gottes zu unserem Leben wird hier so gesteigert, daß man sagen kann: In Jesus Christus hat Gott selbst unser eigenes Leben angenommen – bis in die tiefsten Tiefen menschlichen Leidens hinein. Dies deutlich zu machen, ist der Sinn der Rede von der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus. Es gehört zum Wesen Gottes, daß er sich existentiell mit den Leiden der Schöpfung solidarisiert, um gerade so das Leiden aufzuheben. Der christliche Glaube sucht den Menschen Jesus als das Ereignis zu verstehen, in dem sich Gott den Menschen in einer – unter geschichtlichen Bedingungen einzigartigen und ungewöhnlichen – Weise offenbar gemacht hat und sich gleichsam in sein Herz schauen läßt: In Jesus Christus begegnet Gott selbst. Demgemäß nennt die erste These der Barmer Theologischen Erklärung in der Auslegung von Joh 14,6 Jesus Christus „das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben“.

Überheblichkeit und Schuldgeschichte

Das Problem christlicher Überheblichkeit und Arroganz: Aus der Deutung des Anspruchs Jesu und seines Geschicks hat die christliche Kirche immer wieder ein Sendungsbewußtsein abgeleitet, in dessen elitärer Entfaltung sie sich als alleinige Besitzerin der Wahrheit mißverstanden und die Möglichkeit eines gleichberechtigten eigenen jüdischen Weges kategorisch bestritt. Sie kultivierte einen verhängnisvollen Antijudaismus, der maßgeblich dazu beitrug, den millionenfachen Mord an der Judenheit Europas in Gang zu setzen und zu rechtfertigen. Angesichts dieser Erkenntnis kann die Kirche nur ihre große Schuld bekennen. Sie hat eigene zentrale Glaubensaussagen mit Fehlurteilen über das Judentum verquickt und die Unterschiede zwischen Christentum und Judentum antijüdisch interpretiert. Die christlichen Vorurteile und das Fehlverhalten gegenüber dem Judentum bedürfen nachhaltiger Aufarbeitung. Der Dialog zwischen Christen und Juden bietet dafür wichtige Voraussetzungen und hat zu neuen Einsichten geführt. Wenn die christliche Theologie die Fehler der Vergangenheit vermeiden möchte, hat sie bei allen ihren Aussagen stets den jüdischen Weg und das jüdische Schicksal mitzubedenken.

Gemeinsam unterwegs

Der ungekündigte Bund

„Gott hat sein Volk nicht verstoßen, das er zuvor erwählt hat.“ (Röm 11,2): Sein Bund mit Israel ist ungekündigt. Gott ist treu. Weil Er sein Volk nicht losläßt, sondern Gott nur ist und sein will mit seinem Volk, können Christen Ihn nicht losgelöst von seinem Volk betrachten. Diese Einsicht ermöglicht es, Israel nicht danach zu beurteilen, ob es Jesus als Messias anerkennt oder nicht. Sie öffnet die Augen dafür, daß Israel seinem eigenen Weg mit Gott in Treue zu entsprechen sucht und gerade so Zeuge Gottes vor der Welt ist. Die Kirche darf sich nicht an die Stelle Israels setzen. Als Gemeinschaft der durch Jesus Christus Versöhnten bezeugt die Kirche die Suche des Gottes Israels nach den Völkern. „Wo das Evangelium von der Gnade Gottes in Jesus Christus dazu mißbraucht wird, die ‚Verwerfung‘ der Juden zu begründen oder Gleichgültigkeit gegenüber ihrem Schicksal zu rechtfertigen, wird das Evangelium selbst als der Existenzgrund der Kirche in Frage gestellt. Das Verhältnis zu Israel gehört darum für die Christen und Kirchen unabdingbar zur Frage nach der Begründung ihres Glaubens.“¹

Die produktive Differenz

Wie gehen wir mit Unterschieden und kontroversen Auffassungen um? Sie sollten als etwas Gegebenes betrachtet werden, das in wechselseitigem Respekt tragbar wird. Beständen sie nicht, so könnten Christen und Juden zu einer einzigen Glaubens- und Zeugnismgemeinschaft verwachsen. Entscheidend ist, wie man mit den Unterschieden umgeht. Wenn man sie als Herausforderung zu neuen Entdeckungen und Einsichten ernst nimmt, können sie nur fruchtbar werden.² Möchte man sie hingegen nivellieren oder benutzt man sie gar zur Herabsetzung der anderen Seite, werden sie das Verhältnis in unverantwortlicher Weise belasten. „Der Dialog zwischen Juden und Christen lebt davon, daß beide das Zeugnis von der erfahrenen Wahrheit ihres Glaubens nicht zurückstellen, sondern in das Gespräch einbringen und im Bemühen um gegenseitiges Verständnis aufeinander hören.“³ Die Neubesinnung auf das Verhältnis von Kirche und Judentum erfordert es, daß die Kenntnis des gegenwärtigen Judentums in seinen verschiedenen Strömungen durch die Begegnung mit Jüdinnen

1 Wachsende Gemeinschaft in Zeugnis und Dienst. Reformatorische Kirchen in Europa, Texte der 4. Vollversammlung der Leuenberger Kirchengemeinschaft in Wien, 3. bis 10. Mai 1994, 49.

2 Im Talmud heißt es: „Jeder Streit, der um des Himmels willen (erfolgt), führt dazu, daß man Bestand gewinnt (bestehen bleibt), und der nicht um des Himmels willen (erfolgt), daß man keinen Bestand gewinnt.“ (Mischna, Traktat Avot 5,17; in der Übersetzung im Goldschmidt-Talmud, Bd. 9, S. 681, als 5,19 gezählt).

3 Wachsende Gemeinschaft in Zeugnis und Dienst (Anm. 1), 49.

und Juden gepflegt wird. Das kann nicht die Sache von einzelnen Fachleuten sein, sondern muß von der ganzen Gemeinde getragen werden.⁴

Die doppelte Auslegung des Alten Testaments

Die christliche Auslegung des Alten Testaments: Sie bedarf immer wieder neu der Prüfung und Klärung. Im Dialog zwischen Christen und Juden hat sich die Auffassung herauskristallisiert, daß das Alte Testament in seiner Eigenaussage zu hören und demgemäß als Bibel der Juden zu respektieren ist. Die Erinnerung an den jüdischen Verstehenshorizont der Schrift ist sehr wichtig und dient dem Verstehen. Andererseits können Christen nicht davon absehen, die biblische Überlieferung auf dem Erfahrungshintergrund der Ostergewißheit zu lesen, nach der sich in Jesus Christus die Verheißungen der Schrift bestätigt und vertieft haben und sich mit seinem eschatologischen Advent erfüllen werden. Es ist deshalb unvermeidlich, von einer jüdischen und von einer christlichen Perspektive der im Alten Testament bezeugten Glaubensgeschichte zu sprechen. Es dient der Klarheit, wenn die Differenz der Auslegungshorizonte offengelegt wird. Zugleich stellen die damit verknüpften, unterschiedlichen, in sich wiederum vielgestaltigen Auslegungstraditionen eine wesentliche Bereicherung und Erweiterung des Schriftverständnisses dar. So wird die jüdische Auslegung des Alten Testaments die christlichen Bibelleser immer wieder zu Entdeckungen und Einsichten führen, die ihr Hören und Verstehen in bemerkenswerter Weise fördern können.

Die Leserichtung vom Alten zum Neuen Testament wird deshalb die dem österlichen Auslegungshorizont folgende Leserichtung vom Neuen zum Alten Testament produktiv ergänzen. Wie sich den ersten Christen nur aus der Kenntnis ihrer (jüdischen) Bibel erschloß, wer Jesus Christus ist und wie sein Weg zu verstehen ist, so ist es auch immer wieder geboten, sich von den Schriften Israels her den Horizont eröffnen zu lassen, in dem das Handeln Gottes in Jesus Christus erfahren worden ist und bezeugt wird. Wenn in Jesus Christus alle Verheißungen an die Väter bekräftigt worden sind (Röm 15,8), dann müssen umgekehrt diese Verheißungen, wie sie aus der Geschichte Gottes mit Israel erwachsen, in ihrem Ursprungssinn gelesen werden, wenn man sachgemäß von Jesus Christus reden und zugleich den Heilszusagen Rechnung tragen will, die unmittelbar Israel und seinem Weg mit Gott gelten.

Eschatologie

Hoffnung für die Welt: Die entscheidende Frage besteht darin, ob wir Gott das handelnde Subjekt der Erlösung sein lassen. Wir bitten ihn um das Kommen des Reichs – Juden z.B. im Kaddisch-Lobgebet*, Christen im Vaterunser. In dieser Bitte wird eine gemeinsame Hoffnung auf den messianischen Advent

4 Vgl. ebd.

* Hier stand im Original ein Hinweis auf einen hier nicht abgedruckten Kasten (Anmerkung der Herausgeber).

„eines neuen Himmels und einer neuen Erde“ (Jes 65,17; Offb 21,1; 2Petr 3,13) hörbar. Im Zeugnis der Hoffnung für die Welt sind Juden und Christen einander sehr nahe; angesichts der Aufgabe, in einer von Zukunftsängsten dominierten Welt Platzhalter der Hoffnung zu sein, dürften sich die lastvollen Gegensätze zwischen jüdischer und christlicher Glaubensweise sogar relativieren. Weil auf der neuen Erde Gerechtigkeit und Frieden wohnen, werden Juden und Christen schon jetzt für Gerechtigkeit und Frieden (vgl. Ps 85,9–14) eintreten.

Die eschatologische Differenz entsteht an der Frage nach der Messianität des Juden Jesus von Nazareth. Christen identifizieren den Messias der Endzeit mit dem gekreuzigten und auferstandenen Christus. Das Kommen des Gottesreichs ist hier Schritten vergleichbar, die er mit der vom Leid gezeichneten Schöpfung und also auch mit dem Volk seiner Schwestern und Brüder (vgl. Röm 11,25–36) geht. Jüdischerseits wird man an dieser Stelle beharrlich widersprechen. Aber in der sie trennenden Frage nach der Messianität des Juden Jesus läßt sich zwischen Juden und Christen eine Hoffnungssolidarität ausmachen, die uns berechtigt, das Gemeinsame und Verbindende beim jeweils anderen zu erkennen und zu achten.

Zweiter Teil: Kirche Jesu Christi im Angesicht Israels – Biblische Orientierung

Verbunden

Gemeinsamer Kanon

Die Kirche bezieht sich auf den Kanon der Heiligen Schrift, die Bibel aus Altem und Neuem Testament. Damit ist eine Verbindung von Christen mit Juden grundgelegt. Denn die damalige und bis heute innerjüdisch lebendige jüdische Bibel wurde zum ersten Teil der christlichen Bibel. Das verweist die Kirche auf ein besonderes und unvergleichbares Verhältnis zum jüdischen Volk.

Verständnis des Alten Testaments

Für Jesus, für die Verfasser der neutestamentlichen Schriften und für die frühchristlichen Gemeinden bestanden ihre heiligen Schriften in der jüdischen Bibel. Sie bildet den Raum, in dem sie lebten, glaubten und wirkten. Von dem Glauben her, daß es der in der jüdischen Bibel bezeugte Gott war, der in Jesus – und besonders in der Auferweckung des Gekreuzigten – handelte, faßte die Kirche Schriften, die das bezeugten, als „Neues Testament“ zusammen. Diese Zusammenstellung fügte sie der jüdischen Bibel hinzu, die nun „Altes Testament“ genannt wurde.

Das Wort „alt“ sollte dabei so verstanden werden, daß es den ersten Teil der christlichen Bibel als den älteren und in Geltung bleibenden bezeichnet. Es darf nicht als „veraltet“ begriffen werden, als wäre das „Alte“ Testament bloße Vorstufe und Vorankündigung dessen, was erst im „Neuen“ Testament erfüllt oder gar übertroffen und überwunden wäre.

Um es lebendig im Bewußtsein zu halten, daß der erste Teil der christlichen

Bibel zuvor dem Judentum gehörte und es auch weiterhin tut, und weil es keinen Begriff gibt, der ihn allein hinreichend bezeichnen könnte, erscheint es angebracht, von ihm nicht allein als vom „Alten Testament“ zu reden, sondern mehrere Begriffe nebeneinander zu gebrauchen und diesen Gebrauch einzuüben, z.B.: „die Schrift(en)“, „hebräische Bibel“, „jüdische Bibel“, „Erstes Testament“.

Der eine Gott

Mit dem Festhalten der Kirche an der jüdischen Bibel ist Antwort auf die Frage gegeben, wer für sie Gott ist: der eine Gott, der gewiß der Gott aller Welt ist, aber eben kein Allerweltsgott, sondern der Gott Israels, „der treue Gott, der den Bund und die Barmherzigkeit hält“ (5Mose 7,9). Das ist die grundlegende Verbindung von Christen mit Juden.

Hier können zwei neutestamentliche Erinnerungen hilfreich sein:

Nach 1Thess 1,9 ist es das erste und wesentliche Ziel der durch die Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus erfolgenden paulinischen Mission, daß sich Menschen aus den Völkern von den Götzen abkehren und Gott zuwenden, „um dem lebendigen und wahrhaftigen Gott zu dienen“.

In Röm 11,28 spricht Paulus von seinen nicht an Jesus als Messias glaubenden Landsleuten in zwei Hinsichten: „In Hinsicht auf das Evangelium sind sie zwar Feinde um euretwillen; in Hinsicht auf die Erwählung aber sind sie Geliebte um der Väter willen.“ Beide Hinsichten stehen nicht gleichgewichtig nebeneinander. Mit „zwar – aber“ wird der Ton auf den zweiten Satz gelegt. Das aber heißt: Kommt Israel in den Blick, ist der am Ende entscheidende Gesichtspunkt nicht das Evangelium von Jesus Christus, sondern die Erwählung; „denn unwiderruflich sind die Gnadengaben und die Berufung Gottes“ (V.29). Im ersten Satz fängt Paulus mit der jüdischen „Feindschaft“ sofort etwas Positives an, wenn er sagt, daß sie „um euretwillen“ geschah. Dahinter steht die Erfahrung, auf die Paulus in Röm 11 mehrfach anspielt, daß erst die – aus Sicht der Verkündiger – weithin negative Reaktion auf das Evangelium von Jesus Christus im jüdischen Bereich zu dessen Verkündigung an die Völker führte. Das starke Wort „Feinde“ im ersten Satz dürfte dadurch veranlaßt sein, wie sich Paulus selbst vor seiner Berufung gegenüber seinen an Jesus glaubenden Landsleuten verhalten hat und was diese auch danach von der Mehrheit erfahren haben, wie z.B. Paulus selbst nach 2Kor 11,24 fünfmal „die vierzig weniger einen“, die synagogale Prügelstrafe, bekommen hat. – Das aber ist schon lange nicht mehr die Situation der Kirche. Feindschaft hat sich vielmehr jahrhundertlang in umgekehrter Richtung ereignet. Wir dürfen daher nicht mehr wie Paulus von den nicht an das Evangelium von Jesus Christus glaubenden Juden als „Feinden“ sprechen.

Einheit der Bibel

Christliches Bibellesen muß sich bemühen, die Einheit von Altem und Neuem Testament zu entdecken und festzuhalten. In beiden wird Gott als gnädig und gerecht zugleich bezeugt. Daher ist es verfehlt, in der hebräischen Bibel einen

„Gott der Vergeltung“ zu sehen und im Neuen Testament einen „Gott der Liebe“ zu erkennen.

Für diesen angeblichen Gegensatz wird besonders oft auf die Wendung „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ hingewiesen. Sie begegnet 2Mose 21,24; 3Mose 24,20; 5Mose 19,21. Liest man sie in ihren jetzt vorliegenden biblischen Zusammenhängen, ist deutlich, daß nicht demjenigen, der Auge oder Zahn ausgeschlagen hat, ebenfalls Auge oder Zahn ausgeschlagen werden soll. Es geht vielmehr um Geldentschädigung. Mit „um“ – besser wäre mit „anstatt“ zu übersetzen – wird die Wertentsprechung herausgestellt. So versteht auch die jüdische Auslegung diese Texte. Schon in der Mischna wird auf ihrer Basis ein ausgefeiltes Invaliditätsrecht entwickelt: „Wer seinen Mitmenschen (körperlich) verletzt, ist in Hinsicht auf fünf Dinge (zur Zahlung) verpflichtet: im Blick auf den Schaden, den Schmerz, die Heilung, den Arbeitsausfall und die Beschämung“ (Mischna Bava Qamma 8,1). Für die einzelnen hier genannten Punkte werden anschließend praktikable Verfahrensweisen vorgeschlagen. Vorausgesetzt ist ein funktionierendes Rechtssystem mit unabhängigen Richtern, in das sich alle Mitglieder der Gesellschaft einbinden lassen. So werden in den entsprechenden Rechtssätzen der hebräischen Bibel die Schädiger angesprochen, die Ersatzleistungen erbringen sollen. In Mt 5,38–42 aber werden Geschädigte angesprochen, die keine Möglichkeit haben, zu ihrem Recht zu kommen, denen mit Hilfe des Rechts sogar das Hemd abprozessiert wird. Das Jesuswort lehnt also nicht prinzipiell das mit dem Zitat „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ angespielte Entschädigungs- und Invaliditätsrecht ab, sondern nennt überraschende Möglichkeiten für an den Rand Gedrängte, selbst noch handeln zu können.

Der ungekündigte Bund

Weil der Bund Gottes mit seinem Volk ungekündigt ist und Israel seinerseits dem Weg mit Gott in Treue zu entsprechen sucht und so Zeuge Gottes vor der Welt ist, hat die jüdische Bibel einen eigenen Verstehenshorizont, der christlich nicht vereinnahmt werden kann und darf. Er ist zu respektieren. Es wird sich für Christen als hilfreich erweisen, beim eigenen Lesen der Bibel auch jüdische Auslegungen in Geschichte und Gegenwart wahrzunehmen.

Wenn das geschieht, können Fehlurteile gegenüber dem Judentum abgebaut werden, vor allem auch das von der „berechnenden jüdischen Gesetzesreligion“. Im § 41 des Midrasch Sifre zum 5. Buch Mose wird der Satzteil „um Adonaj, euren Gott, zu lieben“ aus 11,13 so ausgelegt: „Vielleicht sagst du: Siehe, ich lerne Tora, damit ich reich werde, damit ich Rabbi genannt werde, damit ich Lohn erhalte für die kommende Welt? Die Belehrung (der Schrift) sagt: ‚Um Adonaj, euren Gott, zu lieben.‘ Alles, was immer ihr tut, tut allein aus Liebe!“

Auslegung des Alten Testaments

Auf jüdische Auslegung zu hören, hilft besonders dort, wo Christen meinen, alttestamentliche Texte abweisen zu müssen. Zum einen kann jüdischer Um-

gang mit schwierigen Texten Hinweise des Verstehens bieten; und zum anderen verweist er auf die immer wieder aufzubringende Mühe, die Texte anderer für sich selbst anzueignen. So können Christen lernen, sich auch im Neuen Testament solchen Texten zu stellen und nach ihrem Sinn zu fragen, die vom Richten und Vergelten Gottes sprechen.

Im Midrasch Mekhilta des Rabbi Jischmael (Beschallach, Amalek 2) wird der Satz: „Ja, auswischen, auswischen will ich das Gedenken an Amalek unter dem Himmel“ aus 2Mose 17,14 so ausgelegt: „Rabbi Jehoschua sagt: Als Amalek kam, um den Israeliten Schaden zuzufügen unter den Fittichen ihres Vaters im Himmel, sprach Mose vor dem Heiligen, gesegnet er: Herr der Welt, dieser Frevler kommt, um Deine Kinder unter Deinen Fittichen zugrunde zu richten. Das Buch der Tora, das Du ihnen gegeben hast – wer wird in ihm lesen?“ „Amalek“ gilt hier als jemand, der die Existenz des Volkes Israel radikal in Frage stellt – und damit auch Gott als den Gott Israels, der durch die Gabe der Tora Israel zu seinem Volk und sich zu dessen Gott macht. Von daher ergab es sich, daß in der alten Zeit „Amalek“, das es als historisches Volk schon lange nicht mehr gab, auf das Römische Reich gedeutet wurde. Die Römer hatten zweimal, 66–70 und 132–135, jüdische Aufstände mit äußerster Härte niedergeschlagen, im Jahr 70 Jerusalem völlig zerstört, den Tempel niedergebrannt und nur die Westmauer des Tempelberges stehengelassen.

In diesem Jahrhundert wurde „Amalek“ in Nazideutschland wiedererkannt. Für Christinnen und Christen in Deutschland ist es lehrreich, die Sätze in 5Mose 25,17–19 – auch da geht es um „Amalek“ – einmal so wahrzunehmen, daß an den Stellen, an denen „Amalek“ steht, „Nazideutschland“ gelesen wird. Bei einigen leichten Änderungen lautete der Text dann so: „Erinnere dich daran, was Nazideutschland dir antat, als ihr in der Zerstreuung lebtet in Europa. Das alle Länder nach euch durchkämmte, euch erschlug, erschloß, erhängte, vergaste und verbrannte, Männer, Frauen und Kinder, Alte und Junge, Starke und Schwache, Kranke und Gesunde, nur weil ihr Juden wart, und das Gott nicht fürchtete. Und wenn Adonaj, dein Gott, dir Ruhe gewährt vor allen deinen Feinden ringsum in dem Land, das Adonaj, dein Gott, dir zum Eigentum gibt, es zu erben, sollst du die Erinnerung an Nazideutschland auslöschen unter dem Himmel. – Nicht sollst du vergessen!“

Die Spannung zwischen Erinnern und Vergessen begegnet auch in der Fortsetzung des oben zitierten Midrasch in der Auslegung des Rabbi Elieser: „Wann wird der Name von diesen zugrunde gehen? In der Stunde, da der Götzendienst herausgerissen wird, er und seine Diener; dann wird ‚der Ort‘ (= Gott) einzig in der Welt sein und sein Reich für immer und allezeit.“ Hier kommt die Hoffnung zu Wort, daß Gott und sein Reich des Rechts und der Gerechtigkeit sich schließlich durchsetzen möge gegen die Spielarten des Götzendienstes mit all ihrem Unrecht. Diese Aussage wie überhaupt die Aussagen vom endzeitlichen Richten Gottes – auch im Neuen Testament – halten fest, daß nicht frevel- und grauenhaftes Handeln von Menschen letztgültige Wirklichkeit setzt, sondern daß Gott das letzte Wort hat.

(...)

Getrennt

Schalom Ben-Chorin hat ein eingängiges Diktum formuliert: „Der Glaube Jesu einigt uns, der Glaube an Jesus trennt uns.“¹ Das scheint unmittelbar einzu-leuchten.

Jesus der Jude

In diesem Jahrhundert ist Jesus von Juden, die sich mit den Evangelien beschäf-tigt haben, als ihr Bruder wiederentdeckt worden. Es ist wahrzunehmen: Jesus war Jude und lebte und wirkte als Jude inmitten seines Volkes; sein Schicksal war ein jüdisches Schicksal.

Einige Streiflichter:

„Rabbi Elieser sagt: Wer seinen Mitmenschen haßt, siehe, der gehört zu den Blutvergießern“ (Derekh Erez Rabba 11; vgl. Mt 5,22).

„Rabbi Schimon ben Menasja sagt: Euch ist der Sabbat übergeben, und nicht seid ihr dem Sabbat übergeben“ (Midrasch Mekhilta des Rabbi Jischmael, Ki Tissa [Schabta]). „Rabbi Jonatan ben Josef sagt: ‚Ja, heilig ist er (der Sabbat) euch‘ (2Mose 31,14). Er ist in eure Hand übergeben, und nicht seid ihr in seine Hand übergeben“ (Babylonischer Talmud, Traktat Joma 85b; vgl. Mk 2,27). Mehrfach begegnet im babylonischen Talmud, meistens auf Sabbatvorschriften bezogen, der Satz: „So groß ist die Ehre der Menschen, daß sie jedes Verbot in der Tora verdrängt“ (z.B. Traktat Eruvin 41b).

„Eine Geschichte. Der Sohn Rabban Gamliels war krank. Er schickte zwei Gelehrterschüler zu Rabbi Chanina ben Dosa, um für ihn Erbarmen zu erbitten. Als der sie erblickte, stieg er hinauf zum Obergemach und erbat für ihn Erbar-men. Beim Herabsteigen sagte er ihnen: Geht, denn das Fieber hat ihn verlas-sen! Sie sagten ihm: Bist du denn ein Prophet? Er sagte ihnen: ‚Nicht bin ich ein Prophet, noch bin ich eines Propheten Sohn (Amos 7,14), sondern so ist es mir überkommen: Wenn mein Gebet in meinem Munde fließend ist, weiß ich, daß er angenommen ist, und wenn nicht, weiß ich, daß er weggerissen ist.‘ Sie setzten sich und schrieben genau die Stunde auf. Und als sie zu Rabban Gam-liel kamen, sagte er ihnen: Beim Gottesdienst! Ihr habt nichts abgezogen und nichts hinzugetan, sondern genau so geschah es. Zu dieser Stunde verließ ihn das Fieber, und er fragte nach Wasser, um zu trinken“ (Babylonischer Talmud, Traktat Berachot 34b; vgl. Joh 4,46–53).

Von Choni wird erzählt, daß er, als es zum Frühjahr hin immer noch nicht ge-regnet hatte, einen Kreis um sich zog und sagte: „Herr der Welt, Deine Kinder haben sich an mich gewandt, weil ich wie ein Hauskind vor Dir bin. Ich schwöre bei Deinem großen Namen, daß ich nicht von hier weiche, bis daß Du Dich über Deine Kinder erbarmst.“ Nachdem es geregnet hat, sagt Schimon ben

1 Das Judentum im Ringen der Gegenwart, Evangelische Zeitstimmen 22/23, Hamburg 1965, S. 41; wiederholt in: Schalom Ben-Chorin, Jesus im Judentum, Wuppertal 1970, S. 67, und in: Schalom Ben-Chorin, Bruder Jesus, Taschenbuchausgabe, München 1977 (und weitere Auflagen), S. 11 (Erstveröffentlichung 1967).

Schetach: „Wenn du nicht Choni wärst, hätte ich über dich den Bann erlassen. Aber was kann ich dir tun? Denn du benimmst dich quengelnd vor dem Ort (= Gott), und er tut dir deinen Willen wie einem Sohn, der seinen Vater quengelt, und er tut ihm seinen Willen. Und über dich sagt die Schrift: Freuen möge sich dein Vater und deine Mutter und jubeln, die dich gebar (Sprüche 23,25)“ (Mischna Taanit 3,8).

Der jüdische Historiker Flavius Josephus erzählt von einer Reihe messianischer Gestalten aus dem ersten Jahrhundert in der Zeit vor dem jüdisch-römischen Krieg, die ein vergleichbares Schicksal hatten. Sie taten Wunder oder kündigten sie auch nur an, gewannen eine Anhängerschaft und erregten öffentliche Aufmerksamkeit, bis schließlich die Römer eingriffen und der von ihnen entfachten Bewegung ein Ende machten. (Vgl. z.B. Jüdische Altertümer 20,97–99.) Es ist sicher kein Zufall, daß Luther in seiner Schrift von 1523 „Daß Jesus Christus ein geborner Jude sei“, die diese im Titel enthaltene Einsicht klar zum Ausdruck bringt und festhält, Mahnungen und Vorschläge gibt, die ein menschliches Verhalten gegenüber den Juden verlangen. Wer als Christ das Judesein Jesu wahrnimmt und ernst nimmt und sich mit diesem Juden verbunden weiß, kann sich gegenüber den Juden als Geschwistern Jesu noch weniger feindlich verhalten als gegenüber anderen Menschen. Es war verhängnisvoll und bleibt ein Schmerz, daß Luther später diese Einsicht in die Bedeutung des Judeseins Jesu verdrängte und zu einem äußerst aggressiven Vorgehen gegen die Juden aufrief.

Glaube an Jesus

So einleuchtend das Diktum Schalom Ben-Chorins auf den ersten Blick erscheinen mag, so ist es dennoch nur die halbe Wahrheit. Denn es war nicht „der Glaube Jesu“, der Menschen aus den Völkern zum Vertrauen auf den einen Gott, den Gott Israels, brachte. Wie die Evangelien von Jesus erzählen, wirkte er als Jude unter Juden und trat nur gelegentlich mit Menschen aus den Völkern in Kontakt. „Der Glaube an Jesus“ wurde und wird von Jüdinnen und Juden mehrheitlich nicht geteilt. Dennoch konnte das, was im Neuen Testament aus österlicher Sicht von Jesus bekannt wurde, so nur im Judentum erfahren und formuliert werden und bleibt bezogen auf den einen Gott. Dieser „Glaube an Jesus“ war es nun, der Menschen aus den Völkern dazu brachte, als Christinnen und Christen auf den einen Gott zu vertrauen. Es ist also dasselbe – nämlich „der Glaube an Jesus“ –, was Christen mit Juden in Verbindung bringt und sie zugleich von ihnen unterscheidet.

Christusbekenntnis als Gotteslob

So deutlich es ist, daß das Christusbekenntnis Juden und Christen unterscheidet, will es doch in erster Linie nichts anderes sein als Lob Gottes. Das gilt schon für den neutestamentlichen „Grundsatz“, der Gott dafür preist, „daß er Jesus von den Toten auferweckt hat“. Er wurde in Entsprechung zu dem schon in der hebräischen Bibel ausgesprochenen Lob Gottes gebildet, daß Gott Himmel und Erde gemacht und daß er Israel aus Ägypten geführt hat. Auch das

Bekenntnis zu Jesus als „dem Herrn“ erfolgt „zur Ehre Gottes, des Vaters“ (Phil 2,11). Nach 1Kor 15,28 wird sich schließlich auch „der Sohn“ unterwerfen, „damit Gott alles in allem sei“ (vgl. Sach 14,9).

Die Trinitätslehre dient als Hilfe dafür, wie das Zeugnis des Neuen Testaments von der Gegenwart Gottes in Jesus und vom Handeln Gottes in und durch Jesus besser begriffen und wie ihm nachgedacht werden kann.

Überheblichkeit und Judenmission

Das Christusbekenntnis darf nicht triumphalistisch mißbraucht werden. Christen dürfen sich vielmehr dankbar darüber freuen, durch Jesus Christus zu dem einen Gott, dem Gott Israels, gefunden zu haben. Sie werden das Judentum wie ein älteres Geschwister achten, von dem sie vor allem lernen können. Im Gegenüber sind immer neu Nähe und Ähnlichkeiten zu entdecken, aber auch Unterschiede und Gegensätze auszuhalten. Dabei bestehen die Unterschiede aber nicht darin, daß sich Christen auf eine „bessere“ oder „höhere“ Gotteserkenntnis berufen können.

Jesus sagt nach Joh 14, 6: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Der jüdische Religionsphilosoph Franz Rosenzweig (1886–1929) schreibt am 01.11.1913 im Blick auf diese Stelle an seinen zum Christentum konvertierten Vetter Rudolf Ehrenberg (1884–1969): „Was Christus und seine Kirche in der Welt bedeuten, darüber sind wir einig: es kommt niemand zum Vater denn durch ihn. Es kommt niemand zum Vater – anders aber wenn einer nicht mehr zum Vater zu kommen braucht, weil er schon bei ihm ist. Und dies ist nun der Fall des Volkes Israel (nicht des einzelnen Juden)“ (Briefe und Tagebücher [1900–1918], hg. v. Rachel Rosenzweig u. Edith Rosenzweig-Scheinmann, 1979, 135). Rosenzweig konnte es respektieren, daß Ehrenberg, der seiner religiösen Tradition entfremdet war, durch Jesus Christus den Weg zum Vater gefunden hat. Können wir es respektieren, daß Israel seinen eigenen Weg mit Gott geht?

Gemeinsam unterwegs

Von der Kirche aus Juden und Heiden zur Völkerkirche

Die Kirche ist in Israel entstanden. Als Mission sich zunehmend auch an die „Heiden“, d.h. an die Menschen in der Völkerwelt, wandte, kam es zur „Kirche aus Juden und Heiden“. In ihr konnten Jüdinnen und Juden ihre jüdische Identität nach wie vor leben. Doch im Laufe vor allem des zweiten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung wurde die Stellung dieser „Judenchristen“ immer schwieriger. Denn unter den „Heidenchristen“ entwickelte sich ein Gefühl der Überlegenheit über die Juden und schließlich gar die Vorstellung, die Kirche sei „das wahre Israel“. Sie gewann so ihre Identität in Antithese zum Judentum, was es Jüdinnen und Juden in ihr unmöglich machte, jüdisch zu leben. Gleichzeitig grenzte sich das Judentum mehr und mehr von den „Judenchristen“ ab.

Die Kennzeichnung der Kirche als „Kirche aus Juden und Heiden“ verweist sie auf Israel als ihre Wurzel. Kann aber angesichts der skizzierten geschichtlichen

Entwicklung diese Kennzeichnung noch in gleicher Weise beansprucht werden, wenn es faktisch kein jüdisches Leben mehr in der Kirche gibt? Wie kann dann ihre fundamentale Bezogenheit auf Israel gestaltet und zum Ausdruck gebracht werden?

Die heidenchristliche Kirche hat dieses Problem jahrhundertlang machtförmig überspielt, indem sie sich selbst als „wahres Israel“ behauptete. Das hatte schlimme Folgen für das weiterhin bestehende Judentum. Müßte nicht statt dessen die Kirche sich eingestehen, daß sie faktisch nur Kirche aus den Völkern ist? Kann sie ihre Bezogenheit auf Israel als die Wurzel anders gestalten, als daß sie zum Judentum außerhalb ihrer ein neues Verhältnis sucht und den leiblichen Geschwistern Jesu so begegnet, daß es ihnen nicht mehr zum Schaden gereicht? Die Christinnen und Christen der heidenchristlichen Kirche können es dankbar annehmen und bejahen, zu dem einen Gott, dem Gott Israels, Hinzugekommene zu sein, die sich von Paulus aufgefordert sein lassen: „Freut euch, ihr Völker, mit seinem Volk!“ (Röm 15,10)

KONSEQUENZEN

Das Selbstverständnis der Kirche

Ergänzung des Grundartikels

Aus den in der „Theologischen Vergewisserung“ gewonnenen Einsichten sind nun die Folgerungen zu ziehen. Wenn es richtig ist, daß christlicher Glaube in der Glaubensgeschichte Israels wurzelt, dann bleibt die Kirche auf Israel bezogen: von Hause aus, ihrem Wesen nach und ihrem Auftrag gemäß. Es geht bei den Folgerungen also zunächst um das Selbstverständnis der Kirche.

Dieses Selbstverständnis steht ausgeführt in den vier Absätzen des Grundartikels unserer Kirchenordnung. Obwohl dort bereits im ersten Absatz vom „Zeugnis der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments“ die Rede ist, fehlt der Bezug zu Israel durchgehend – ein weiteres Zeichen für die Israelvergessenheit auch unserer Kirche. Das soll nicht so bleiben. Es ist zu überlegen, ob der Grundartikel nicht ergänzt werden sollte. Da von einer Änderung des Grundartikels die Bekenntnisgrundlagen der Gemeinden berührt werden, müßte zur Vorbereitung einer Entscheidung der Landessynode ein Verfahren zur Feststellung eines „magnus consensus“, einer „großen Übereinstimmung“ der Kirchengemeinden in dieser Frage, eingeleitet werden. Im folgenden finden sich zwei Beispiele, wie eine solche Ergänzung aussehen könnte.

Bei diesen Beispielen wurden die Beschlüsse anderer Landessynoden zu Rate gezogen. Sie sind jeweils nach langen, manchmal von heftigen Auseinandersetzungen begleiteten Beratungen gefaßt worden. Daß sich dennoch so etwas wie ein gemeinsamer Nenner bisheriger Ergänzungen der Grundartikel ergeben hat, ist aller Beachtung wert: Im Hören auf Gottes Wort wird die bleibende Erwählung Israels erinnert, die Blindheit und Schuld der Kirche gegenüber dem jüdischen Volk bekannt und die Juden und Christen gemeinsame Hoffnung auf die Vollendung des Gottesreiches festgehalten.

Diese Grundaussagen sollten auf jeden Fall in der Ergänzung enthalten sein.

Über einzelne Formulierungen kann man streiten, auch über die Stelle, an der die Ergänzung eingefügt werden soll.

Beispiel 1: Absatz I, dritter Abschnitt:

„Im Hören auf die ganze Heilige Schrift erkennt sie (die EKvW) die bleibende Erwählung des jüdischen Volkes durch Gott und seinen Bund mit ihm. Sie bekennt ihre Schuld an Israel. Durch Jesus Christus ist auch sie berufen, dem lebendigen und wahrhaftigen Gott zu dienen. Mit Israel bleibt sie verbunden in der Hoffnung auf die Neuschöpfung von Himmel und Erde, auf eine Welt, in der Gerechtigkeit wohnt.“

Beispiel 2: Absatz V, nach IV erster Abschnitt:

„Die Evangelische Kirche von Westfalen erkennt in gehorsamer Prüfung an der Heiligen Schrift ihre Blindheit und Schuld gegenüber dem jüdischen Volk und bezeugt die biblische Botschaft von der Bundestreue Gottes zu Israel und seine bleibende Erwählung. Sie bleibt im Hören auf Gottes Weisung und in der Hoffnung auf die Vollendung der Gottesherrschaft mit ihm verbunden.“

[In dieser Bindung an Schrift und Bekenntnis ... (vorher Absatz IV, Abschnitt 2)]

Juden und Christen: Füreinander Zeugen Gottes

In der Vergangenheit haben die Kirchen ihre gesellschaftliche Machtposition häufig dazu genutzt, um Jüdinnen und Juden zum Übertritt zum Christentum zu nötigen. Diese haben unsäglich unter Zwängen gelitten, die christliche Herrscher und Systeme, aber auch die Bevölkerung auf sie ausgeübt haben. In der Regel war die Erfahrung gesellschaftlicher Benachteiligung und Bedrückung mit religiösem Druck verbunden, den christlichen Glauben anzunehmen. Nachdem ihnen gesellschaftlich alle anderen Möglichkeiten genommen waren, mußten Juden dies als Beraubung auch der letzten Möglichkeit empfinden, ihr Judentum zu leben.

Auch heute, in einer pluralen Gesellschaft und unter der Voraussetzung einer allgemein anerkannten Religionsfreiheit, stellt sich dieses Problem erneut im Blick auf die wieder wachsenden jüdischen Gemeinden in der Bundesrepublik Deutschland. An vielen Orten werden jüdische Gemeinden durch Aktivitäten gegenüber aus der ehemaligen Sowjetunion kommenden Jüdinnen und Juden irritiert. Zum Teil bestehen diese in uneigennütziger Hilfe, manchmal aber werden Hilfsmaßnahmen für diese sozial schwachen, noch heimatlosen und oft orientierungslosen Menschen auch eingesetzt mit der Absicht, sie für das Christentum einzunehmen und zu bekehren. Dabei werden auch alte antijüdische Klischees benutzt. Bei anderen ist kaum zu unterscheiden, ob die Hilfe (Behördengänge, finanzielle Unterstützung, Sprachunterricht usw.) als selbstlose diakonische Tat oder mit psychischem Druck in missionarischer Zielsetzung geschieht.

Angesichts der mit so viel Schuld gegenüber dem Judentum beladenen Geschichte der christlichen Kirche sind Versuche, Juden von ihrem Judentum abzubringen, abzulehnen. Juden müssen christliche Bekehrungsabsichten als

Bedrohung empfinden. Eine Mission, die Angst einflößt, kann sich nicht auf den Sendungsauftrag Jesu Christi berufen.

Doch gebietet nicht nur die Scham den Verzicht auf „Judenmission“. Gerade durch Erkenntnis und Eingeständnis der Schuld sind grundlegende biblische Aussagen über Israels fortdauernde Erwählung und seine bleibende Bedeutung wiedergewonnen worden. Es sprechen daher auch positive Gründe dafür, der Judenmission bewußt und mit voller Überzeugung abzusagen. Damit wird respektiert, daß Gottes Bundestreue gegenüber seinem Volk nicht hinfällig geworden ist und daß das Volk Israel seinerseits dem Weg mit Gott in Treue zu entsprechen sucht. Bedenkenswert ist in diesem Zusammenhang auch die Beobachtung, daß es im Neuen Testament keinen Hinweis auf ein missionarisches Wirken von Heidenchristen gegenüber Juden gibt.

Wenn es zu Konversionen vom Judentum zum Christentum und vom Christentum zum Judentum kommt, so sind sie als persönlich verantwortete Entscheidungen zu respektieren.

Ein friedliches und fruchtbares Nebeneinander von Synagoge und Kirche gab es in der Geschichte der Kirche nur selten und ist heute in der Bundesrepublik Deutschland im Schatten der Schoa, des Massenmordes am europäischen Judentum, nur an wenigen Orten ansatzweise möglich. In den USA z.B. ist es an vielen Orten Realität. Eine solche Perspektive stellt auch für Westfalen eine große Hoffnung dar. Bei der Begegnung zwischen Juden und Christen ist selbstverständlich ein gegenseitiges Offenlegen des je eigenen Glaubens möglich. So können sie füreinander zu Zeugen Gottes werden in gegenseitiger Achtung ohne jeden Bekehrungsgedanken.

Für die Praxis in der Gemeinde

(...)

Passionszeit und Passionsandachten

(...)

Impulse für Gemeindegarbeit und Religionsunterricht

Die theologischen Einsichten in unsere bleibende Verbindung zum Judentum können nicht folgenlos bleiben für kirchliches Handeln. Sie sollen Eingang finden in möglichst viele Bereiche der Gemeindegarbeit und des Religionsunterrichts. Dazu werden im folgenden für die Katechese, die Bildungsarbeit und den Religionsunterricht in der Schule Zielsetzungen genannt und Anstöße gegeben.

Intentionen

Vorurteile verlernen

Die alten Vorurteile über die Juden wie „Die Juden haben Jesus umgebracht“, „Pharisäer sind Heuchler“, „Die Zerstörung Jerusalems war das Strafgericht

Gottes über die Juden“, „Das Alte Testament ist durch das Neue Testament überholt“, „Jüdische Gesetzlichkeit“ sterben allmählich aus. Wo sie noch vorhanden sind, sollten sie offen angesprochen und bearbeitet werden. Das Gespräch zwischen verschiedenen Generationen kann dabei helfen, da sehr schnell unterschiedliche Erfahrungen mit dem Thema während der eigenen Schulzeit zur Sprache kommen, die heutige Einstellungen geprägt haben.

Vorurteile lassen sich abbauen durch kritisches Aufarbeiten der eigenen Geschichte, durch sachgerechte Information, durch den Dialog mit Jüdinnen und Juden, durch das Erleben des Verbindenden zwischen Christen und Juden.

Judentum anschaulich machen

Lernprozesse werden durch Begegnungen angestoßen, die neue Erfahrungen ermöglichen. Der Besuch einer Synagoge oder das Gespräch mit einem Überlebenden des Holocaust hinterlassen tiefere Eindrücke als viele Bücher. Wo solche Möglichkeiten nicht gegeben sind, gibt es zumindest entsprechende Medien, die Glauben, Geschichte und Leben der Juden näherbringen können. Viele kreiskirchliche Mediotheken halten Anschauungsgegenstände wie Gebetsschal, Nachbildung einer Torarolle, Sabbatkerzen und Becher, Gebetbücher etc. aus dem religiösen Leben bereit, die eine Vorstellung davon vermitteln können, was im Zentrum des Gottesdienstes, des Gebets oder der Sabbatfeier steht.

Zu Recht machen Juden darauf aufmerksam, daß es nicht darum gehen darf, jüdischen Gottesdienst oder jüdische Feste zu imitieren und mit Christen „nachzufeiern“. Ein anschaulicher Unterricht weckt Verständnis, setzt aber nicht die unheilvolle Tradition der „Enterbung“ des Judentums fort.

Das Verbindende erkennen

Lange Zeit wurde über das Judentum wie über eine fremde Religion informiert und mit entsprechenden Bildern von ultraorthodoxen Juden der Eindruck der Fremdheit verstärkt. Da Bilder nachhaltiger wirken als Worte, sollte gerade bei der Bildauswahl besondere Sorgfalt walten. Im Zentrum unseres Lernens steht nicht eine „andere Religion“, sondern die grundlegende Verbindung von Christen und Juden. Von daher sollten wir uns nicht darauf beschränken, spezielle Informationsangebote zum Judentum zu machen, sondern die zentralen Inhalte unseres Glaubens, unsere Bibel, unsere Feste im Licht der jüdischen Wurzeln zu erkennen. Unser Sonntag ist nicht ohne den Schabbat zu denken; der christliche Gottesdienst enthält Elemente des jüdischen, und Feste unseres Kirchenjahres haben jüdische Vorläufer (z.B. Ostern/Pessach und Pfingsten/Schawuot).

Jesus in seinem Judesein wahrnehmen

Nahezu alle religionspädagogischen Bücher und Materialien berücksichtigen heute das Judesein Jesu. Dabei reicht es jedoch nicht aus, die „Zeit und Umwelt“ des historischen Jesus in ihrem jüdischen Kontext zu beschreiben. Der Bezug zum Judentum darf nicht in einer fernen Vergangenheit des ersten Jahrhunderts bleiben, sondern gehört zum lebendigen Glauben an Jesus Christus.

Die Botschaft Jesu vom Reich Gottes, das Liebesgebot und die Bergpredigt verbinden uns mit dem Judentum.

Bei der Wiedergabe von Evangelientexten, die von Gegnern Jesu, von Streitgesprächen oder von „den Juden“ sprechen, ist differenzierende Information gefragt. So hat Jesus z.B. zusammen mit den Pharisäern um die richtige Auslegung der Tora gerungen. Die historische innerjüdische Diskussion, wie sie in den Evangelien beschrieben wird, sollte nicht im Sinne einer grundsätzlichen Konfrontation Jesu mit seinem eigenen Volk gedeutet werden.

Das Judentum nicht benutzen

Die positive Absicht, das Judentum als Wurzel des Christentums herauszustellen, birgt aus jüdischer Sicht die Gefahr, jüdischen Glauben und jüdische Tradition zu funktionalisieren: Gewicht erhalten lediglich diejenigen Inhalte, die Christen für ihre Zwecke gebrauchen können. Auf diese Weise entsteht ein verengtes Bild vom Judentum, das angeblich im Christentum aufgeht bzw. von letzterem überholt wird.

Von daher dürfen wir die Eigenständigkeit des jüdischen Weges auch im Unterricht nicht verdecken; wir müssen uns im Gegenteil bemühen, jüdische Tradition möglichst authentisch und vielgestaltig zu vermitteln und auch die Unterschiede zwischen beiden Glaubensweisen nicht zu verschleiern. Jüdische Traditionen, die Christen zunächst befremdlich erscheinen, sollten einfühlsam dargestellt werden. Die Gebote und Verbote der Tora lassen sich nicht auf den Dekalog beschränken; die Reinheitsgebote und Speisevorschriften haben im täglichen Leben eine wichtige Orientierungsfunktion; der Talmud ist neben der hebräischen Bibel die entscheidende Grundlage des Judentums. Die Messiasfrage ist aus jüdischer Perspektive nicht nur eine personale Frage, sondern auch die Erwartung der messianischen Zeit.

Dem im Teil „Theologische Vergewisserung“ Dargelegten können die Unterrichtenden entnehmen, daß die Christen und Juden verbindenden Inhalte in ihrer jeweiligen Ausprägung zugleich die Unterschiede markieren.

Lernaufgaben für einzelne Zielgruppen

(...)

Folgerungen für die Kirche in ihrem politischen Handeln

Die Erinnerung wachhalten

Die Erinnerung an die Schoa wachzuhalten, der Trauer um die Opfer Raum zu geben und sich des eigenen Eingebundenseins in diese Geschichte bewußt zu werden, bleibt eine Aufgabe für die Kirche, für die Christinnen und Christen heute und in Zukunft.

Viele halten diese Aufgabe der Erinnerung für eine Art „Konservierung“ der Vergangenheit, die doch längst nicht mehr unsere Gegenwart bestimmt. Die

hitzigen Debatten um die deutsche Vergangenheit in den letzten Jahren haben jedoch deutlich gemacht, daß die Erinnerung lebendiger ist als wir uns eingestehen; Rufe nach Normalität zeugen nur davon. Niemand hat etwas vergessen; es ist allerdings oft die Frage, wer was nicht vergessen hat. Das vermeintlich Vergangene wird hier und heute als zutiefst verbunden mit der unmittelbaren Lebenswelt der eigenen Familie entdeckt. Die Wehrmachtsausstellung, die Dokumentation der Verbrechen der Wehrmacht im Vernichtungskrieg von 1941 bis 1943 in offiziell oder privat aufgenommenen Fotos deutscher Soldaten, wird von Hunderttausenden angstvoll besucht, weil viele Menschen damit rechnen, die vertrauten Gesichter ihrer Väter und Großväter auf den Bildern der Verbrechen zu entdecken. Die Erinnerung wurde und wird zum Moment der eigenen Gegenwart, zur Herausforderung für die Zukunft.

In der Hoffnung, „aus der Erinnerung immer wieder lebendige Zukunft werden zu lassen ... und Lehren (zu) ziehen, die auch künftigen Generationen Orientierung sind“, hat Bundespräsident Roman Herzog im Jahr 1996 den 27. Januar, den Tag der Befreiung von Auschwitz im Jahr 1945, zum „Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus“ erklärt. Die Kirche sollte diesen „Tag des Gedenkens“ ausdrücklich würdigen. In Veranstaltungen in Kirchengemeinden – z.B. in Kooperation mit den Kommunen oder mit Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit – sollte die Erinnerung an die Opfer der deutschen Verbrechen einen Ort finden, um unsere Verantwortung für die Gegenwart und Zukunft zu schärfen. Die Kirche kann ihr biblisches Wissen um Erinnerung in das Gedenken einbringen: In der Sprache der hebräischen Bibel liegt die Vergangenheit – anders als im deutschen Sprachgebrauch – nicht hinter, sondern vor jemandem. Die sich erinnern, schauen nicht zurück, sondern sehen, was vor ihnen liegt, und bewahren darin das Gedenken der Generationen, die vorher waren.

Sich dem eigenen Antisemitismus stellen

Als Christinnen und Christen leben wir mit dem Wissen um das Versagen der Kirche, als jüdische Menschen in Deutschland und Europa entrechtet, verjagt, verfolgt und ermordet wurden – aufgrund einer rassistisch begründeten Judenfeindschaft, die sich stets auch auf christliche antijüdische Motive bezog und der von seiten der Kirche fast nirgends widersprochen, wenn sie nicht sogar freudig begrüßt wurde. Aus dem Versagen von Christinnen und Christen erwächst die selbstkritische Frage, ob wir sensibel und mutig genug sind, antijüdische Einstellungen und Haltungen in unseren eigenen Reihen wahrzunehmen, anzusprechen und zu verändern.

Aus christlichen Wurzeln entstand im 19. Jahrhundert in Deutschland der moderne Antisemitismus, der politisch motiviert und rassistisch ausgerichtet war. Er nutzte die vorhandenen religiös geprägten jüdenfeindlichen Urteile und Stereotype und ist mit diesen untrennbar verbunden. Als Bestandteil der politischen Kultur in Deutschland war er weit über seine unmittelbaren Anhänger hinaus wirksam und bis in liberale, bürgerlich aufgeklärte christliche Bevölkerungsgruppen üblich und selbstverständlich. Daran hat sich in unserer Gesellschaft nach Auschwitz nicht viel geändert. Weil aber der rassistische Antisemitismus

des Nationalsozialismus über die Ausgrenzung hinaus zur Verfolgung und Vernichtung jüdischer Menschen in Deutschland und Europa führte, ist es nach 1945 schwierig geworden, über den antijüdischen Grundzug in unserer gesellschaftlichen, politischen und religiösen Kultur in einer aufklärungsbereiten und unbefangenen Weise zu sprechen.

Die Befangenheit der deutschen Gesellschaft wird z.B. daran deutlich, daß die wenigsten Deutschen einen jüdischen Menschen kennen und dennoch die meisten Deutschen starke Vorurteile haben. In einer vom SPIEGEL veranlaßten Umfrage aus dem Jahr 1992 wurde festgestellt, daß nur 48% der Bundesdeutschen als frei von Antisemitismus gelten können. 36% der Bundesdeutschen waren der Auffassung, daß Juden zuviel Einfluß haben, und selbst im Blick auf das klassische antijüdische Urteil des Christentums, daß die Juden für den Tod Jesu verantwortlich seien, fanden sich nur 23% der Bundesdeutschen, die dieser Auffassung widersprachen. Gerade in anonymen Befragungssituationen kommen bei nicht geringen Teilen der Bevölkerung und auch der Jugendlichen deutliche antijüdische Ressentiments zum Vorschein, die in der Öffentlichkeit oder im Gespräch mit Fremden nicht geäußert werden.

Die Kirche hat die Aufgabe, christlichen Begründungen des Antisemitismus entgegenzutreten, antisemitische Einstellungen in ihren eigenen Reihen – und über diese hinaus – offen anzusprechen und damit zur Selbstaufklärung der Gesellschaft beizutragen. Damit sind alle säkularen oder christlich populären Formen gemeint, in denen sich heute klassische christlich-antisemitische Stereotype entdecken lassen. Diese sind z.B. in der Überzeugung zu finden, das Christentum sei seinem Ursprung und Wesen nach „friedfertiger“ oder „frauenfreundlicher“ oder überhaupt „fortschrittlicher“ als das Judentum. Sie zeigen sich in der immer wieder aufgenommenen Wendung „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Kaum eine Zeitung läßt es sich entgehen, einen Akt verwerflicher Vergeltung als „alttestamentarischen Racheeifer“ zu bezeichnen. Daß diese biblische Forderung auf finanzielle Entschädigung und Ausgleich zielt, ist immer neu zu erklären. Zur Aufklärung über die Ursachen, die Folgen und die Formen christlicher antijüdischer Einstellungen, die sich durch die Geschichte der Kirchen und der Gesellschaften des christlichen Europa ziehen, gibt es keine Alternative.

Antisemitischen Haltungen entgegenzutreten

Die öffentliche Verurteilung des Antisemitismus und die Demokratisierung Deutschlands haben lange Zeit für einen Meinungsdruck gesorgt, der die offene Äußerung antisemitischer Ressentiments unmöglich machte. Dieses generelle Tabu, sich nicht antijüdisch zu äußern, ist jedoch gebrochen. Das „Ende der Schonzeit“ wurde in der alten Bundesrepublik in der Mitte der 80er Jahre verkündet. „Der Jude muß wieder kritisierbar sein“, stellte 1985 der Intendant des Frankfurter Schauspielhauses in der Auseinandersetzung um das Stück „Der Müll, die Stadt und der Tod“ fest. Das Bedürfnis, angesichts der Völkermorde in dieser Welt die Vernichtung des europäischen Judentums durch Deutsche zu relativieren, nimmt zu. Jede Erinnerung an die Vergangenheit erscheint bedrohlich. Durch ihre bloße Existenz erinnern Jüdinnen und Juden an die nationalso-

zialistischen Verbrechen. Sie werden für diese Erinnerung verantwortlich gemacht. Ihnen wird die Schuld für das Unbehagen zugeschoben, also die Schuld für die Schuldgefühle. „Auschwitz werden uns die Deutschen nie verzeihen“, beschrieb ein jüdischer Journalist prägnant diesen Mechanismus.

Solchem Bedürfnis, einen „Schlußstrich“ unter die Vergangenheit zu ziehen, stehen vielfältige Anstrengungen entgegen, die Erinnerung wachzuhalten und dem Gedenken auch öffentliche Räume zu schaffen. Gedenkstätten sind entstanden, Schulklassen oder Jugendgruppen führen Geschichtsprojekte durch. Solche Projekte sind wichtig, weil sie es ermöglichen, einen eigenen Zugang zur Geschichte zu gewinnen. Das Nacherleben der Geschichte der Täter, Mitläufer, Widerständigen sowie der Verfolgten, Ermordeten und Überlebenden relativiert die Sicht, die allein aus dem Blickwinkel der Eltern und Großeltern das Verstehen sucht. Bei solchen kleinen und großen Projekten der Erinnerungsarbeit erhebt sich immer wieder die Frage, ob dafür „heute noch“ Geld ausgegeben werden muß, zumal doch schon genug „Wiedergutmachung“ geleistet sei. Vor allem bei großen Museums- oder Mahnmalsprojekten zeigt sich, daß jüdische Stimmen bzw. die Stimmen von Repräsentanten jüdischer Gemeinden in Deutschland geradezu als Einmischung betrachtet werden.

Die Kirche kann es nicht Repräsentanten jüdischer Gemeinden überlassen, gegen das Vergessen und Verdrängen zu sprechen. Daß das Beschweigen von Schuld keine Möglichkeit der Umkehr bietet, weiß die Kirche aus ihrer ureigenen biblischen und christlichen Tradition. Zukunft eröffnet sich nur, wenn die Chance besteht, aus festgefühten Richtigkeiten herauszukommen, die auch in der allzu pauschalen Rede vom Versagen oder in der Überzeugung, die richtigen Konsequenzen schon gezogen zu haben, bestehen. Auf unabsehbare Zeit hin wird sich keine jüngere Generation in Deutschland der Verkettung in die Generationenfolge entziehen können. Jede Generation muß die Möglichkeit haben, einen eigenen Zugang zur Geschichte zu finden, um diese als Teil der eigenen Herkunft begreifen und darin den Weg selbständiger Verantwortung gehen zu können. Jugendliche spüren dies sehr wohl und sehen gerade in den festgezurrten „korrekten“ Positionen der älteren Generationen die Verweigerung wirklicher Solidarität mit ihren widersprüchlichen Erfahrungen, mit ihren zwiespältigen Gefühlen. Eine Abspaltung der Vergangenheit kann die Kirche – auch aus seelsorgerlichen Gründen – nicht zulassen. Dies ist der Öffentlichkeit gegenüber zur Geltung zu bringen, und es ist stärker als bisher danach zu fragen, wie in der Kirche selbst das offene und ehrliche Gespräch befördert werden kann.

Für die Integrität jüdischen Lebens Sorge tragen

Mit der Wiedervereinigung und den wohl noch lange währenden Schwierigkeiten, zu einer integrierten Gesellschaft zu kommen, haben Nationalismus und Antisemitismus in der neuen Bundesrepublik zugenommen. In den Jahren von 1995 bis 1997 wurden dem Bundeskriminalamt 2.502 antisemitische Straftaten gemeldet, darunter waren vier Brandanschläge, 29 Körperverletzungen, 92 Fälle von Störung der Totenruhe, 153 Sachbeschädigungen und 2.224 sonstige Straftaten. Der mit Abstand größte Teil dieser Straftaten geschah in den alten

Bundesländern. Die Täter dieser offiziell als „antisemitisch motiviert“ bezeichneten Straftaten sind zu 95% Männer unter 25 Jahren. Die Bundesregierung formuliert in einem Bericht: „Die Zahl der antisemitischen Straftaten hat in den letzten Jahren drastisch zugenommen. Es ist zu beobachten, daß der militante Rechtsextremismus unverhohlen zur Schändung jüdischer Einrichtungen aufrufen und jüdische Personen offen bedrohen kann ... Es ist aber auch zu beobachten, daß immer mehr Personen und Organisationen aus dem konservativen Lager und aus der Grauzone zwischen Konservatismus und Rechtsextremismus offen dazu übergehen, den Holocaust zu leugnen und antisemitische Hetze zu betreiben.“

Die Gefährdung von Leib und Leben ist für jüdische Menschen in Deutschland nicht gering. Ohne Kameraüberwachung, ohne Kontrollen, ohne polizeilichen Schutz ist ein ungefährdetes jüdisches Gemeindeleben – vom Kindergarten bis zum Synagogenbesuch – nicht möglich. Hetz- und Drohbriefe sind für die Vorsitzenden von jüdischen Gemeinden Alltag. Viele Jüdinnen und Juden fanden am 8. Mai 1995, am 50. Jahrestag des Kriegsendes, das „Deutsche Manifest“ in ihrem Briefkasten, in dem sie lasen: „Wenn du bis 9. Mai nicht ausgewandert bist, geht es dir an den Kragen.“ Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß viele – vor allem ältere – Mitglieder der Jüdischen Gemeinde in Berlin ihre Gemeindezeitung abbestellten, als diese nicht mehr in einem Umschlag verhüllt, sondern offen versandt wurde. Sie wollen nicht, daß ihre Nachbarn erfahren, daß sie Juden sind.

Diese Situation ist alles andere als „normal“. Daß sie uns so selten bewußt ist, zeigt, daß wir das Leben von Jüdinnen und Juden in unserem Land aus unserem Denken und Fühlen ausgeschlossen haben. Und es stimmt um so nachdenklicher, daß von der Mehrheit der deutschen Bevölkerung eine besondere Verantwortung gegenüber jüdischen Menschen in Deutschland abgelehnt wird. Für viele Menschen sind die in Deutschland lebenden Jüdinnen und Juden nicht Deutsche wie sie selbst, sondern Fremde. Sie erleben immer wieder, daß sie gefragt werden, warum sie eigentlich hier und nicht in Israel sind. Obwohl diese Ansicht völlig falsch ist, weil die in Deutschland lebenden Jüdinnen und Juden deutsche Staatsangehörige sind, bleibt die Frage, warum solche Ausgrenzung geschieht und wie ihr zu begegnen ist.

Grotesk zugespitzt zeigte sich diese Ausgrenzung 1982, als die israelische Armee in den Libanon einmarschierte und aus Protest gegen die israelische Invasion Demonstrationen vor Synagogen in deutschen Städten stattfanden. Hier wurde eine Identifizierung der in Deutschland lebenden Jüdinnen und Juden mit dem Staat Israel vorgenommen, die schlicht unerlaubt ist. Zugleich wurde aber auch bewußt verkannt, daß die Existenz des Staates Israel seit 1948 als Zentrum und Zufluchtsstätte des jüdischen Volkes eine Grundbedingung dafür ist, daß es überhaupt wieder zur Gründung jüdischer Gemeinden in Deutschland kam. Das Gefühl, „auf gepackten Koffern sitzen“ zu können, gab die Kraft, im eigenen Land und im „Land der Täter“ zugleich leben zu können. Jüdisches Selbstverständnis wahrzunehmen heißt, sich diese Bedeutung des Staates Israel vor Augen zu führen. Dies gilt vor allem dann, wenn wir uns hier in Deutschland mit dem israelisch-palästinensischen Konflikt befassen. Wir erleben gerade in den letzten Jahren kontroverse emotionale Diskussionen, die

vor allem zeigen, wie zentral die Einstellung zu unserer eigenen Geschichte für die eigene Position in diesem Konflikt ist. Ohne hier auf Einzelheiten der Diskussion in Deutschland – und schon gar nicht auf die komplexe Situation im Nahen Osten – eingehen zu können, ist zu würdigen, was sich mit dem Friedensvertrag am 13. September 1993 politisch durchgesetzt hat: Die gegenseitige Anerkennung der Konfliktparteien hat die Notwendigkeit eines gerechten Ausgleichs der Interessen bestätigt und den schwierigen Weg zum Frieden zwischen beiden Völkern eröffnet.

Die Kirche sieht ihre besondere Verantwortung für die Integrität, die Unantastbarkeit jüdischen Lebens. Deshalb gilt es, sich deutlich auf die Seite der Jüdinnen und Juden zu stellen, wenn sie angegriffen, bedroht oder verunglimpft werden. Öffentlicher Protest und Zeichen der Solidarität, die bezeugen, daß ihre Mißachtung wahrgenommen wurde, sind unbedingt erforderlich. Auch die „Zwischentöne“ dürfen nicht überhört werden: Was in öffentlichen Auseinandersetzungen Repräsentanten jüdischer Gemeinden oftmals als „unnötige Belehrung“ oder „unerbetene Einmischung“ unterstellt wird, kann auch in der grundsätzlichen Weigerung, sich von Juden etwas sagen zu lassen, begründet sein. Solche „Zwischentöne“ sind sensibel wahrzunehmen, und ihnen ist öffentlich entgegenzutreten. Dank der Zuwanderung aus Osteuropa wachsen die jüdischen Gemeinden gegenwärtig. Dies bedeutet auch: Jüdinnen und Juden wollen hier leben als deutsche Staatsangehörige. Der Prozeß der Integration in die Gemeinden kostet diese viel Kraft und ist doch ungemein belebend für das Selbstbewußtsein. Die Kirche sollte, wo sie nur kann, ihren Teil dazu beitragen, daß Existenz und Zukunft jüdischer Gemeinden in Deutschland gesichert bleiben.

Für die Wahrung von Menschenwürde und Menschenrechten eintreten

Rechtsradikale Parteien haben in den letzten Jahren mehrfach Einzug in Landesparlamente gehalten. Meinungsforscher sagen weitere Wahlerfolge der Rechtsextremisten voraus. Die Gründe für das Erstarken des Rechtsextremismus werden zumeist in der Verschlechterung der sozialen Lage und in der hohen Arbeitslosigkeit gesehen. Weil die bürgerliche Mitte sich mit der hohen Zahl der sozialen Krisenopfer abgefunden hat, ist zu befürchten, daß eine neue soziale Bewegung auf der Rechten entsteht, die eine ganze Sammlung von Vorurteilen in sich birgt: Fremdenfeindlichkeit, Autoritätsgläubigkeit, Feindbilder, Suche nach Sündenböcken, Verachtung von Minderheiten und Verherrlichung von Gewalt. Es ist die Beobachtung zu machen, daß sich mit allen diesen Vorurteilen antijüdische Einstellungen verbinden lassen.

Daraus hat die Kirche die Konsequenz zu ziehen, Ausgrenzungsprozessen entgegenzuwirken, für die Wahrung der Menschenrechte einzutreten und statt der Abgrenzungen das Verständnis zwischen den verschiedenen Teilen einer pluralen Gesellschaft zu fördern. Es ist dringend darüber nachzudenken, in welcher Weise Änderungen in unserem Staatsbürgerschaftsrecht notwendig sind, um ein Bewußtsein dafür zu entwickeln, daß wir in dieser Gesellschaft gleichberechtigt und miteinander leben müssen.

Die Kirche als Teil dieser Gesellschaft ist heute mehr denn je gefragt, wie sie die ihr wichtigen Werte gestaltend und mit Überzeugungskraft so einbringen

kann, daß sie auch von Nichtchristen akzeptiert werden können. Alle zentralen Wertvorstellungen für das Zusammenleben: Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Nächstenliebe, Fremdenfreundlichkeit, Menschenwürde und Menschenrecht, die heute in kirchlichen Texten im Vordergrund stehen, verdanken sich den jüdischen Anteilen des Christentums. Daß wir das, was uns für die politische Gestaltung unserer Gesellschaft wichtig ist, nicht aus uns selbst haben, sondern aus der jüdischen Tradition und neu vertieft aus dem jüdisch-christlichen Gespräch, sollten wir in kirchlichen Stellungnahmen und im kirchlichen Handeln auch deutlich zum Ausdruck bringen. Nur im Miteinander wird es uns gelingen, „der Stadt Bestes zu suchen“.

Theologische Ausbildung

Die Überwindung antijüdischer Züge der christlichen Theologie ist ein langer und schwieriger Prozeß, der noch keineswegs abgeschlossen ist. Für die Ausbildung künftiger Pfarrer und Pfarrerrinnen, Religionslehrer und -lehrerinnen kommt es darauf an, daß sie in jedem Fall diesen Prozeß kennenlernen, um in ihn einsteigen zu können. Die folgenden Empfehlungen für die zukünftige theologische Ausbildung benennen ein Minimum, das auch in Zeiten knappen Geldes realisiert werden kann.

– Alle Studierenden der Theologie sollen im Studium eine Begegnung mit jüdischer Theologie erfahren. Entscheidend ist, daß dabei die „andere Seite“ ein Stück weit von innen, und nicht nur im christlichen Urteil, also von außen, kennengelernt wird. Dazu gehört die Fähigkeit, jüdische Traditionsliteratur verstehen und benutzen zu können. Der Besuch einer einschlägigen Lehrveranstaltung sollte – durch eine Ergänzung der Prüfungsordnung – Pflichtbestandteil des Studiums werden. Alle theologischen Ausbildungsstätten müssen für ein entsprechendes Lehrangebot sorgen, das nach Möglichkeit durch jüdische Lehrende, in jedem Fall aber durch judaistisch qualifizierte Lehrkräfte erfolgen muß.

– Mindestens an einer Stelle im Studium sollte das Verhältnis von Judentum und Christentum explizit vorkommen und also zum Regelbestandteil des Studiums werden. Das heißt: Eine thematisch einschlägige Lehrveranstaltung (in der Regel ein Seminar oder eine Übung) ist bei der Meldung zum 1. Examen nachzuweisen. Die Veranstaltung kann prinzipiell allen theologischen Disziplinen entstammen, so daß damit keine Erweiterung des Stoffes oder der Pflichtveranstaltungen gegeben ist.

– Bei der Formulierung der „Stoffpläne ... zur Durchführung der ersten und Zweiten Theologischen Prüfung“ sollte in jeder der theologischen Disziplinen der Bezug zu Israel eingebaut werden. Beispiel: Im Alten Testament könnte statt „Vertrautheit mit hermeneutischen Problemen“ (im Zusammenhang der „Spezialkenntnisse“) formuliert werden: „Vertrautheit mit Grundfragen christlicher und jüdischer Hermeneutik“. Ähnliche Akzentuierungen bieten sich in anderen Fächern an. Insbesondere im Blick auf die zweite theologische Ausbildungsphase, das Vikariat, sind entsprechende Fragestellungen v. a. in Homiletik und Liturgik sowie in der Religionspädagogik und -didaktik bei der Gestaltung der Kurs-Curricula und der Prüfung zu berücksichtigen.

– Für besonders interessierte Studierende gibt es seit langem gut ausgebauten Möglichkeiten, eine intensive Begegnung mit dem Judentum in das Studium einzubeziehen. In erster Linie ist dabei das Programm „Studium in Israel“ zu nennen; aber auch andere Auslandsaufenthalte in Israel oder den USA können diesen Schwerpunkt haben; weiter bieten sich die Hochschule für jüdische Studien in Heidelberg oder bestimmte Spezialvikariate an. Daß eine wachsende Gruppe in der Pfarrerschaft derartige Erfahrungen gemacht hat, ist heute schon positiv an vielen Stellen bemerkbar. Allerdings schwindet mit der veränderten Einstellungspraxis der Kirche und den damit verbundenen Zukunftsängsten heutiger Studierender die Bereitschaft, sich auf solche Wege einzulassen, weil sie als Umwege erscheinen können. Hier wird in Zukunft alles darauf ankommen, daß die Kirche derartige Schwerpunktbildungen vor und nach dem ersten Examen voll anerkennt und weiterhin in jeder Hinsicht unterstützt.
(...)

Wortlaut in: Kirchenleitung der Evangelischen Kirche von Westfalen, Hauptvorlage 1999, Bielefeld 1999.

E.III.71' EVANGELISCHE KIRCHE VON WESTFALEN

Synodalerklärung zum Verhältnis von Christen und Juden vom 4. November 1999

Die Diskussion um die Hauptvorlage der Westfälischen Kirche mündete in die Synodalerklärung vom 4. November 1999. Der Leitsatz der Erklärung läßt sich so umschreiben: Gott hält Treue ewiglich. Für das weitere Verfahren hat die Synode die Kirchenleitung beauftragt, ein Verfahren zur Ergänzung der Kirchenordnung vorzubereiten, das inhaltlich die Treue Gottes zu seinem Volk Israel und die bleibende Verbundenheit der Kirche mit Israel zum Ausdruck bringt.

Die Landessynode dankt allen Presbyterien, Arbeitskreisen, Kreissynoden und Einrichtungen in der Evangelischen Kirche von Westfalen für ihre Stellungnahmen zur Hauptvorlage. Sie machen deutlich, dass in unserer Kirche eine Bewegung im Gange ist, die auf eine Erneuerung des Verhältnisses von Christen zu Juden zielt. Der Beitrag der Hauptvorlage zu dieser Erneuerung ist begrüßt worden.

Um das weitere Gespräch zu fördern und auf besonders wichtige Punkte zu lenken, gibt die Synode diese Erklärung ab. Sie tut dies nach intensiver Beratung im Tagungsausschuss. Die vier Teile der Erklärung sind unterschiedlich gehalten, gehen aber alle von dem Leitsatz zum Verhältnis von Christen und Juden aus: Gott hält Treue ewiglich. Wenn die Erklärung von „Israel“ spricht, versteht sie diesen Begriff als „Volk Gottes“, wie er von Anfang an biblisch